

Buchbesprechungen (Der pädagogische Blick, 1/ 1993)

Schulze, Gerhard, 1992: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart.

An zeitdiagnostischen Bestimmungen der makrosozialen Zusammenhänge als „...gesellschaft“ fehlt es nun wahrlich nicht: da gibt es Risiko-, Überfluss-, Arbeits-, Massen-, Zwei-Drittel- und nun auch, dank Schulze eine *Erlebnisgesellschaft*. Neu ist hier also nicht der Versuch einer neuen Gesellschaftsdiagnose, sondern die Akzentverlagerung ihres zentralen Bezugspunktes: Standen bisher externe Variablen im Vordergrund, so hebt Schulze nunmehr auf intrapsychische Phänomene ab, ein Verfahren, das für die Soziologie einigermaßen ungewöhnlich ist. Angesichts des seit einigen Jahren stark diskutierten Individualisierungstheorems mag sich diese Wendung ins Subjektive erklären. Aber diese vordergründige Plausibilität steht im Gegensatz zu Schulzes Unterfangen, endlich mit dem „Individualisierungssirrtum“ (415) aufzuräumen. Die viel beschworene Auflösung soziokultureller Milieus, die individualisierende Freisetzung der Subjekte aus sozialen Kontexten und die damit einhergehende Pluralisierung der Lebenslagen und biographische Entwürfe sind als theoretische Leitkategorien nach Schulzes Einschätzung nicht falsch, bedürfen jedoch einer deutlichen Relativierung.

Trotz Individualisierung existieren soziale Großgruppen unvermindert weiter. Individualisierung bedeutet folglich *nicht Auflösung, sondern Veränderung* von Formen der Gemeinsamkeit. Wenn sich also gesellschaftliche Formationen heute anders herstellen, dann stellt sich die Frage nach den anderen Prinzipien, die hierfür ausschlaggebend sind. Berücksichtigt man zudem die Tatsache, dass mit einer Veränderung der gesellschaftlichen Strukturprinzipien auch eine *Veränderung der Semantiken* korrespondiert, so wird der Zugang zu Erlebnisgesellschaft deutlich: Mit der Zunahme wirtschaftlichen Reichtums tritt die frühere ökonomische Semantik in ihrer Bedeutung zurück, als zentrales regulatives Prinzip entsteht eine fundamentale psychophysische Semantik. Hier liegt der gesellschaftspolitische turning-point: Innenorientierte Lebensauffassungen, die das Subjekt ins Zentrum des Denkens und Handelns stellen, haben außenorientierte Lebensauffassungen verdrängt. Dies ist der logische Ort des Primates von Erlebnissen: „Erlebnisse werden nicht vom Subjekt empfangen, sondern von ihm gemacht. Was von außen kommt, wird erst durch Verarbeitung zum Erlebnis“ (44). Gesellschaftstheoretisch bedeutet dies den Übergang von Funktion zu Ästhetik.

Vermeintlich ist hier die Individualisierungsthese auf die Spitze getrieben und in vollständig subjektive alltagsästhetische Episoden aufgelöst. Soziologisch relevant werden diese Episoden in einer empirisch gereihten Betrachtung, weil sie in verschiedenen Handlungssituationen strukturell gleich auftreten, sie stellen sich als *Stil* dar. Eine soziologische Hermeneutik dieses persönlichen Stils zielt auf *kollektive Schemata* ab, die sich unübersehbar im individuellen Handeln abbilden (103). Denn wenn alle Subjekte sich höchst ästhetisch-individualisiert verhalten, so zeichnen sich genau in diesem Verhalten deutlich unterscheidbare Ähnlichkeiten ab, es bilden sich *soziale Milieus* heraus. Die sich hierdurch ergebende Ordnung ist durch Wiederholung und Ähnlichkeit gekennzeichnet, gewissermaßen als kollektive Konstrukte im Ordnungsvakuum (171). Solche Milieus sind durch Entscheidung, durch *Beziehungswahl* aufgebaut, und nicht wie früher durch (aus Not geborene) Beziehungsvorgaben. Genau hierdurch gewinnt das Subjekt seine makrosoziologische Bedeutung zurück. Insgesamt fünf Milieus werden systematisch unterschieden (und tabellarisch zusammengefasst): Niveau- (291), Harmonie- (300), Integrations- (311), Selbstverwirklichungs- (321) und Unterhaltungsmilieu (330): Diese Milieus sind jedoch in ihren äußeren Konturen nicht mehr scharf abgegrenzt – wie ehemals bspw. Die Arbeitermilieus –, sie haben aber unverändert klar profilierte Kernbereiche (335); fließende Konturen sind Ausdruck sozialer Realität und keine Messungsprobleme. Allein zwei harte Kategorien wirken relativ trennscharf: einerseits *Lebensalter*, andererseits *Bildung*;

sie markieren deutlich Grenzen zwischen Milieus, ohne dass sie hinreichend zur Milieubestimmung wären (188). In den Milieus herrscht, dies ist zugleich konstitutionelle Bedingung, erhöhte Binnenkommunikation und es bestehen gruppenspezifische Existenzformen. Obgleich es also Anzeichen für eine vertikale Differenzierung der Gesellschaft bzw. der Milieus gibt (Bildung, Einkommen,...), werden diese durch die Kategorie Lebensalter horizontal gebrochen. Es kommt zu stärkeren *milieuinternen* Differenzierungen aufgrund der Veränderung der normalen existentiellen Problemdefinition: Rückgang von Außenorientierung hin zu Innenorientierung. Dadurch verlieren die traditionellen Dimensionen sozialer Ungleichheit an Bedeutung, neue Formen der Unterscheidung werden zunehmend wichtiger, d.h. milieuspezifische Maßstäbe gegenseitiger Bewertung. Soziale Milieus, um dies noch mal zu betonen, konstituieren sich in unserer Gesellschaft durch Beziehungswahl. „Der Modus des Wählens führt beim neuen Muster der Konstruktion von Existenzformen zur Normalität, Begrenzungen dagegen wirken entnormalisierend. Unter der Herrschaft des alten Musters verhielt es sich umgekehrt: Dort wirkten Begrenzungen normalisierend, Wählen und Selbstbestimmung dagegen störend“ (362).

Es überrascht nicht, dass sich im Zuge dieser gesellschaftlichen Veränderungen ein entsprechender Erlebnismarkt herausgebildet hat (421ff.). Auch der dominierende innenorientierte Rationalitätstyp tendiert zu *Regelmäßigkeiten* und somit zu neuen Formen der *Standardisierung*. Bezüglich des Erlebnismarktes kann man davon sprechen, dass sich Formen der Variation innerhalb desselben allgemeinen Grundmusters wiederholen. Die Qualität der Erlebnisangebote hängt also weniger von der objektiven Eigenschaft der Produkte ab als vielmehr von der subjektiven Verarbeitung (Auto-Suggestion) der Erlebnismarktnachfrager. Auf genau diese Suggestibilität reagieren die Erlebnisanbieter wie Nachfrager gleichermaßen, allerdings mit je unterschiedlichen Rationalitäten, aus deren Zusammenspiel sich die Dynamik des Erlebnismarktes ergibt (444). Hierdurch wird aber auch gleichermaßen deutlich: „Subjektivität ist nicht mehr identisch mit Originalität“ (455). Nun manifestieren sich allerdings die spezifischen Milieus nicht ganz allgemein in der Gesellschaft, sondern in ganz konkreten *Szenen*. Über den Begriff der Szene wird für Individuen eine handlungstheoretisch einholbare Ebene der gesellschaftlichen Abstraktion gewonnen, die aus partiellen Identitäten von Personen, Orten und Inhalten besteht (463). In Szenen manifestieren sich also alltagsästhetische Schemata öffentlich und werden genau auf diese Weise immer wieder kollektiv homogenisiert und stabilisiert. Schulze unterscheidet vier Szenen, die wie folgt bezeichnet werden können: Hochkulturszene (475ff.), neue Kulturszene (479ff.), Kulturladenszene (483ff.) und Kneipenszene (487ff.). Er zeichnet empirisch nach, dass sich unterschiedliche Milieus in jeweils unterschiedlichen Szenen deutlicher darstellen, so dass es insgesamt zu einer gewissen kulturellen Dominanz des Selbstverwirklichungsmilieus kommt, die durch eine Okkupation der öffentlichen Szenen durch dieses Milieu bedingt ist (493ff.). Auf der gesellschaftlichen Ebene lässt sich also eine Pluralisierung der Lebensstile feststellen, die einerseits in der Entwicklung jeweils eigener Stile in *verschiedenen* sozialen Milieus, aber andererseits auch einen *intrasubjektiven* Aspekt hat: Das Individuum kann seine Nähe oder Distanz zu verschiedenen alltagsästhetischen Schemata simultan und unabhängig voneinander bestimmen (538). Gerade über den Begriff der Szenen wird deutlich, dass es sich hierbei nicht um exklusive Gruppierungen handelt, sondern um relativ offene stilistische Agglomerationen, über deren Zugehörigkeit qua individueller Wahl entschieden wird.

Insgesamt entwirft Schulze in seiner Erlebnisgesellschaft ein Bild, das den Überzeichnungen einer Individualisierungsthese, wie sie seit einigen Jahren in den Sozialwissenschaften diskutiert wird, einen empirisch gesättigten Zügel anlegt. Gerade unter der Bedingung fortschreitender Individualisierung kann nicht von einer Neuformation sowohl hinsichtlich der strukturellen Erscheinungsformen sozialer Großgruppen (Milieus) als auch

mit Blick auf ihre Konstitutionsprinzipien (Wahl). Aus dem unbestreitbaren Faktor der Individualisierung kann nicht auf Anomie gleichsam unmittelbar geschlossen werden. „Allmählich verblasst die alltagssoziologische Denkfigur einer gesamtgesellschaftlichen Großgruppenkonstellation, um einer Art Milieuethnozentrismus Platz zu machen“ (541). Gerade die Bundesrepublik ist also nicht ein Mikrokosmos differenzierter Lebensstilgruppchen, sondern eine Gesellschaft mit überregionalen Einfachstrukturen sozialer Milieus.

Schulze eröffnet mit seiner Erlebnisgesellschaft eine wohltuende Gegenperspektive gegen überschießende Individualisierungsdiskussionen. An seiner empirisch gesättigten wie theoretisch stringenten Studie wird man in Zukunft im Zusammenhang mit diesen Fragestellungen nicht mehr vorbeidiskutieren können. Er definiert die verwendeten Begriffe genau und hält diese Bestimmungen auch durch. Das Buch ist voll von methodisch und methodologisch interessanten Diskussionen, die zur Klärung der auch jeweils eigenen Position dienen können. Auch reflektiert er seine erkenntnistheoretischen Positionen, doch genau hier liegt einer der entscheidenden Schwachstellen des Buches. Er knüpft an die erkenntnistheoretische Position Kants an (227), derzufolge Gedanken ohne Inhalt leer sind, und Anschauungen ohne Begriffe blind (Kritik der reinen Vernunft A 51). Auch bei der Vorstellung des Aufbaus von Wirklichkeitsmodellen greift Schulze (228) auf Kant zurück, wenn er davon spricht, dass zur Konstitution dieser Modelle einerseits Informationen und andererseits apriorische Kategorien gehören. Auf S. 238 ist der Bezug auf das Kategorienschema der Kritik der reinen Vernunft expressis verbis formuliert. Unverständlich bleibt in diesem Zusammenhag, wie er beispielsweise auf S. 239 die objektive Welt als all das bestimmt, „was tatsächlich der Fall ist, unabhängig davon, ob es von einem Subjekt repräsentiert wird oder nicht“. Hier blitzt unübersehbar der erste Satz des Tractatus logico-philosophicus Wittgensteins auf, der nicht anders zu interpretieren ist denn als Rückschritt hinter die kopernikanische Wende Kants, derzufolge das transzendente Prinzip darin besteht, dass die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung überhaupt zugleich die Bedingungen der Möglichkeit der Gegenstände der Erfahrung sind (Kritik der reinen Vernunft A 158). Das gleiche Problem taucht auch bei der Bestimmung der „Situation“. Unabhängig von dieser erkenntnistheoretischen Schwäche wird der Situationsbegriff kontraintuitiv zur gesamten Diskussion innerhalb der Soziologie entfaltet, ohne auf denn Sinn-Begriff zu rekrutieren, mittels dessen diese erkenntnistheoretische Schwierigkeit hätte umschifft werden können.

Jenseits dieser vorgetragenen Kritik, unabhängig von einigen Langatmigkeiten und überflüssigen Doppelungen innerhalb des Buches, wird man an diesem Werk, insbesondere was die Frage der Individualisierung in modernen Gesellschaften anbelangt, nicht mehr vorbeisehen können. Die auffälligen Abgrenzungen Schulzes gegen Bourdieu dürften an vielen Stellen der inhaltlichen Nähe geschuldet sein, die offensichtlich zu distinktiven Unterscheidungen herausfordern. Vielleicht lässt sich abschließend und für den Autor gleichermaßen provozierend formulieren, dass in Schulzes „Erlebnisgesellschaft“ endlich „Die feinen Unterschiede“ auf Deutsch vorliegen.

Roland Merten